

er sich persönlich engagiert hat, inwieweit er Impulse gegeben oder aufgegriffen hat, ob er dazu beitrug, Kultur breiten Bevölkerungskreisen zugänglich zu machen, welche Projekte er unterstützte, ob sein Kulturinteresse als Kompensation für verlorene politische Macht anzusehen ist.

Dazu stellt die Autorin zunächst skizzenhaft das Königreich Württemberg – Politik, Wirtschaft, Gesellschaft – um 1900 vor, charakterisiert König Wilhelm II., sein familiäres Umfeld, beschreibt den königlichen Alltag und die Rolle der Königin Charlotte. Im Hauptteil ihrer Arbeit beschäftigt sich Birgit Janzen dann ausführlich mit dem König und seinem Verhältnis zur Kultur, seinen Plänen, seinem Wirken, seinem Verhindern, seinen Ratgebern, und wie er instrumentalisiert, von anderen beeinflusst wurde. Das besondere Augenmerk der Autorin gilt dabei den Bereichen Landeskunde, Architektur, Kunstgewerbe, Musik, Literatur, Theater und Bildende Kunst. Ein das Buch abschließendes Kapitel vergleicht Wilhelms «mäzenatisches Wirken» mit der «Tradition» seiner Vorgänger, König Wilhelm I. und König Karl I., und seiner beiden «Amtskollegen» – der Ausdruck irritiert in mehrfacher Hinsicht – Kaiser Wilhelm II. und Großherzog Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt.

Deutlich wird in der Arbeit, daß König Wilhelm II. das Marbacher Schillermuseum, die kunstgewerbliche Lehr- und Versuchswerkstätte und das Kunstgebäude protegierte, sich aber vor allem für die Hoftheater einsetzte. Doch entgegen manch älteren Arbeiten über die Regierungszeit Wilhelms, in denen das große Kultur-Engagement des Königs betont wird, kommt die Autorin zu dem Schluß, daß mit Wilhelm II. allein der *kulturelle Aufschwung ausgeblieben* wäre, daß die Initiative anderer ebenso wichtig, ja geradezu die Voraussetzung für die Entwicklung Stuttgarts zum Kulturzentrum gewesen war. Alles in allem: Birgit Janzen leistet mit ihrem Buch einen Beitrag zur Kulturgeschichte Württembergs um die Jahrhundertwende und fügt der Biographie des Königs, die inzwischen von Paul Sauer aufgearbeitet und publiziert ist, einige unbekannt Details hinzu. *Sibylle Wrobbel*

SYLVIA GREIFFENHAGEN (Hrsg.): «**Haute-volée-Sozialdemokraten**» und «**Revolutionsfabrik**». *Die Geschichte der Esslinger SPD*. (Esslinger Studien, Band 16). Stadtarchiv Esslingen am Neckar 1995. 271 Seiten und zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 40,-

Die Schriftenreihe des Stadtarchivs Esslingen am Neckar nimmt sich immer wieder auch Themen aus dem Bereich der jüngsten Geschichte an, befaßt sich mit Wahlen, Parteiengeschichte, der Entwicklung der Demokratie vor Ort und jeweils auch im größeren Zusammenhang. Als ein Beispiel ist hier die Arbeit von Horst Glück über *Parteien, Wahlen und politische Kultur in einer württembergischen Industrieregion. Die Stadt Esslingen und der Mittlere Neckarraum*, der als Band 10 der Schriftenreihe 1991 erschien, zu nennen.

Auch der von der Politologin Sylvia Greiffenhagen herausgegebene Band über die Geschichte der Esslinger SPD gehört in diesen Themenbereich. Anlässlich des 125jährigen Bestehens der SPD (einschließlich ihrer anders bezeichneten Vorläuferorganisationen) haben sich renommierte Historiker wie Christof Rieber oder Wolfgang Schmierer, aber auch, wenn man es so sagen darf, Hobbyhistoriker wie Marco Huggele oder Richard Kramarschik, daneben der Redakteur beim SDR Dieter Pahlke mit der lokalen Geschichte der Esslinger SPD in verschiedenen Zeitabschnitten befaßt.

Sylvia Greiffenhagen, die sich auch des wechselhaften Schicksals des Ortsvereins zwischen 1925 und 1945 annimmt, stellt bereits in der Einleitung fest, daß der SPD-Ortsverein Esslingen der neben Stuttgart bedeutendste in Württemberg war. Dort wurde nicht nur der erste Sozialdemokrat im Land zum Stadtoberhaupt gewählt (freilich vom König nicht bestätigt), sondern während der Zeit der Sozialistengesetze (1878–1890) die württembergische Parteiorganisation zusammengehalten. Den Hintergrund für diese bemerkenswerte Parteigeschichte leuchtet Sylvia Schraut in ihrem knappen, vorzüglichen, vor allem auch gut dokumentierten Beitrag aus, indem sie klar den Zusammenhang zwischen der rasanten Entwicklung der Esslinger Industrie und der Entstehung der Interessenvertretungen der Arbeiter herausarbeitet. Dabei waren von Anfang an aber auch viele Handwerker und Weingärtner Parteigenossen und Wähler.

In der frühen Zeit der Partei leistete der umtriebige Gewerkschaftsführer Julius Motteler, ein gebürtiger Esslinger, grundlegende Schrittmacherdienste für ihre Entwicklung und begründete die besondere Rolle des Ortsvereins. Von Esslingen gingen frühzeitig wesentliche Impulse ins Land hinaus. Wolfgang Schmierer zeichnet in gewohnter Könnerschaft den Weg der Esslinger Sozialdemokratie zwischen 1848 und 1878 nach, während Christof Rieber die maßgebliche Rolle des Ortsvereins in den zwölf Jahren der Bismarckschen Sozialistengesetze herausstellt. Marco Huggele steuert mit seinem Aufsatz über die Zeit von 1890 bis 1914 das «opus magnum» des Bandes bei und reüssiert dergestalt mit seiner ersten größeren Veröffentlichung.

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg war Esslingen ein Kristallisationspunkt innerparteilicher Flügelkämpfe; einerseits besaß die SPD mit Louis Schlegel, Gottlieb Kennigott und Albert Stuber herausragende Funktionäre auf allen Ebenen, verlor aber stetig an Rückhalt in der krisengeschüttelten Industriestadt, wo es bereits 1915 zur Spaltung zwischen «rechtem» und «linkem» Flügel kam. Sylvia Neuschl-Marzahn geht in ihrem Beitrag dem Bedeutungsverlust der lokalen SPD zwischen Weltkrieg und Mitte der 20er Jahre nach, als sogar die Mehrheit im Gemeinderat verloren ging.

Es mag vielleicht daran liegen, daß der «Stoff» bis dahin einfach mehr hergibt als später, d. h. insbesondere für die Epoche nach Ende des Zweiten Weltkrieges, als die CDU der SPD auch in Esslingen – vor allem aufgrund des Wahlverhaltens der zahlreichen Heimatvertriebenen – den Rang abließ. Jedenfalls referieren die drei Aufsätze

von Reinhard Strüber, Richard Kramartschik und Dieter Pahlke brav Wahlergebnisse, Fakten und Statistisches, ohne freilich einen den vorangegangenen Texten entsprechenden Rahmen zu bieten. Auch fallen hier Fehler ins Auge, die dem Rezensenten bei den anderen Texten nicht vorzukommen scheinen, wie etwa (S. 204) die falsche Nennung des Esslinger SPD-Bundestagskandidaten von 1949, Albert Pflüger, der dort mit dem Vornamen Norbert geschmückt und als «Landesgewerbeamtsleiter» bezeichnet wird; (er trug immerhin den Titel Präsident).

Das ändert allerdings nichts daran, daß der Band in beispielhafter Form lokale Parteigeschichte in wissenschaftlicher Verbindlichkeit präsentiert und damit nun ein Buch vorliegt, das in angemessener Weise einen bedeutenden Ausschnitt aus der Geschichte der alten Reichsstadt am Neckar ausleuchtet.

Frank Raberg

MARTIN HOHNECKER: **Stuttgart im Jahr Null. Tagebuchnotizen aus der Stuttgarter Zeitung.** DRW-Verlag Leinfelden-Echterdingen 1995. 200 Seiten mit 54 Abbildungen. Gebunden DM 39,-

Von Januar bis September 1995 erschienen im Lokalteil der *Stuttgarter Zeitung* «Tagebuchnotizen» über Ereignisse, die 50 Jahre zuvor in der Zeit des Kriegsendes in Stuttgart und Umgebung vorgefallen waren. Die vom Leiter der Lokalredaktion, Martin Hohnecker, verfaßten Rückblenden fanden bei den Lesern solchen Anklang, daß man sich entschloß, sie nun gesammelt als Buch herauszubringen. Auch wenn man über den Titel streiten könnte, das Buch zeigt selbst, daß es einen völligen Neuanfang, einen geschichtlichen «Nullpunkt», auch in Stuttgart nicht gegeben hat –; so ist die Entscheidung zu dieser Publikation nur zu begrüßen.

Dabei ist wohl bei allen an Ortshistorie Interessierten ein gerüttelt Maß an Skepsis vorhanden, wenn es um die meist zu runden Jahrestagen ausbrechenden Wellen von Blütenlesen lokaler Erinnerungssplitter geht. Martin Hohnecker zeigt aber in diesem Fall, daß bei einer richtigen Auswahl von Fakten und Meldungen eine solche Serie von Rückblenden die Funktion einer guten Zeitung erfüllen kann, die ja auch den nachfolgenden Generationen ein treffendes Bild der jeweiligen Zeitläufe zu vermitteln vermag. So ist es auch kein Zufall, daß der Autor seine Rückblenden mit dem Datum des Erscheinens der ersten von Deutschen herausgebrachten Zeitung, eben der *Stuttgarter Zeitung* am 18. September 1945, enden läßt.

Fast durchgängig ist es gelungen, die Einzelmeldungen so miteinander zu verknüpfen, daß sie über ihre individuellen Nachrichtenqualitäten hinaus einen größeren Zusammenhang aufzeigen können. So mag der Titel des Berichts zum 11. 1. 1945 *Todesstrafe und Trockenkäse* erst einmal befremden, aber dann begreift man, daß der Krieg gerade auf lokaler Ebene dem Normalbürger tatsächlich als unentwirrbares Knäuel aus Grauen, Angst, aber auch vom Mangel bestimmten Banalitäten erscheinen mußte. Ohne daß dies gesondert ausgewiesen wäre, gliedern sich

die dargestellten neun Monate in drei Phasen: zum ersten das Ende der Nazizeit bis zum Einmarsch der Alliierten am 21. April, danach die Zeit vom Schock der Besetzung – am ehesten noch eine subjektive «Stunde Null» – bis zum Abzug der Franzosen Anfang Juli, zuletzt noch die ersten Wochen der amerikanischen Besatzungszeit.

Das Ende der NS-Zeit ist gekennzeichnet durch die letzten Luftangriffe, eine zunehmende Verschlechterung der objektiven Lage wie auch der subjektiven Befindlichkeit der Stuttgarter Bevölkerung, aber auch durch einen starken Überlebenswillen. Entlarvend sind die ausgewählten Meldungen und Artikel des Monopolblatts *NS-Kurier*, die in ihrer Mischung aus Durchhalteparolen, Haßattacken auf die Feinde des Nationalsozialismus und ihrem bombastischen, hohlen Schwulst mehr über den Niedergang dieser Ideologie aussagen als viele tiefeschürfende Abhandlungen. Seit Ende März fängt die Stadt an, sich auf das Kriegsende vorzubereiten. Hohnecker gelingt es gut, den Konflikt darzustellen, den die Stuttgarter Stadtverwaltung unter Oberbürgermeister Strölin, verbunden mit Militärs und besorgten Bürgern, mit Gauleiter Murr ausfechten mußte, der die Hitlerschen Zerstörungsbefehle getreu auszuführen gedachte.

Hier wie auch an anderen Stellen des Buches läßt sich generell feststellen, daß die historische Richtigkeit gewahrt wird. Eine Tatsache, die bei einer Veröffentlichung, die ja keine wissenschaftliche Spezialarbeit sein soll und sich an ein breites Publikum richtet, bei weitem nicht selbstverständlich ist. Auch die Tatsache, daß sich die Darstellung der Interna des Kriegsendes weitgehend auf den Nachkriegsbericht Strölin stützt, der oft etwas parteilich ausfiel, spricht nicht gegen diese Aussage, da fast alle Fachhistoriker, die über dieses Thema publiziert haben, Strölin's Selbstrechtfertigung mangels anderer ähnlich ausführlicher Quellen meist zu stark gewichtet haben. So ist z. B. die Darstellung Strölin's, nur ein mutiger Funker, der den entsprechenden Befehl nicht weitergegeben habe, habe ihn in den letzten Nazistunden vor einem Todesurteil bewahrt, höchst zweifelhaft, da sie nur durch das Gefälligkeitsgutachten eines Mitinternierten belegt ist.

Nach der Besetzung Stuttgarts am 21. April 1945 sind die Berichte voll von Übergriffen der französischen Besatzer, zeigen sie aber auch eine allmählich beginnende Normalisierung, selbst wenn die Zeiten hart bleiben, was am 17. Mai gut unter der Überschrift *Viele Paraden, wenig zu essen* zusammengefaßt wird. Neue Hoffnung kam auf, als Anfang Juli die Amerikaner die Stadtregierung übernahmen, auch wenn diese durch ihre anfänglich recht distanzierte Art viele Erwartungen zuerst einmal enttäuschten. Und doch keimte mit dem Wiederbeginn von Wirtschaft, deutscher Verwaltung und Kultur neue Zuversicht. Hierzu trug das Erscheinen der ersten Nummer der *Stuttgarter Zeitung* im September besonders bei; und mit diesem Ereignis beschließt Martin Hohnecker seine Chroniken folgerichtig.

Martin Bayer